

Sexualität und Christentum. Zur Sexualmoral der katholischen Kirche*

Stephan Goertz

I.

In ihrer Auswertung des Fragebogens zur römischen Bischofssynode stellt die Deutsche Bischofskonferenz im Februar 2014 fest: »Die Antworten machen deutlich, wie groß die Differenz zwischen den Gläubigen und der offiziellen Lehre vor allem hinsichtlich des vorehelichen Zusammenlebens, der wiederverheiratet Geschiedenen, der Empfängnisregelung und der Homosexualität ist.« Das von den eigenen Gläubigen der kirchlichen Lehre ausgestellte Zeugnis lautet nahezu einmütig: Die katholische Sexualmoral ist lebensfremd und unverständlich. Ja, mehr als das: es gibt Verbote, die »explizit als unmoralisch bewertet« werden, etwa die Haltung gegenüber künstlichen Verhütungsmethoden im Kontext der HIV-Prophylaxe.

Diese Ergebnisse des Fragebogens belegen den seit Jahrzehnten zu beobachtenden Verlust der kirchlichen Normierungsautorität in Fragen von Sexualität und intimen Liebesbeziehungen. Die in der kirchlichen Morallehre vorgetragene moralischen Gebote laufen bei einem großen Teil der Gläubigen ins Leere. Sicher wirkt die festgestellte Differenz zwischen Leben und Lehre bei vielen als Treibsatz der Entfremdung von ihrer Kirche, nicht wenige haben sich mit der Differenz aber offenbar arrangiert – sie leben ihr privates Leben nach ihren eigenen sittlichen Überzeugungen und fühlen sich dennoch als Christen in ihrer Kirche beheimatet. Nur fragen sie eben nicht mehr nach Erlaubnis, wenn es um die Gestaltung ihrer Beziehung, ihrer Ehe, ihres Familienlebens und ihrer Sexualität geht. Sehr knapp formuliert: An die Stelle eines religiösen Gehorsams gegenüber kirchlichen Autoritäten ist die Orientierung an den eigenen Gewissensüberzeugungen und den Erfordernissen der Partnerschaft getreten. Auf die seit dem Ende der sechziger Jahre sich verfestigende Sexuallehre reagieren die Katholiken mit der Entdeckung ihrer Mündigkeit und Verantwortung.

Auf die Differenz zwischen Lehre und Leben, wenn man die Situation einmal auf diesen Nenner bringen will, hat das kirchliche Lehramt in der Vergangenheit häufig mit einer Bekräftigung des Wahrheitsanspruches der eigenen Moral reagiert. Ortskirchen, die um eine Neuformulierung der Lehre rangen, standen unter Verdacht, die katholische Lehre aufs Spiel zu setzen. Der Fragebogen und der Umgang mit seinen Ergebnissen aber signalisieren: Die Differenz zwischen Leben und Lehre ist nicht allein dem Leben anzulasten, es

* Impulsvortrag auf dem thematischen Forum »Sexualität. Leben« anlässlich der Synode im Bistum Trier, 24. April 2015. Der Vortragsstil ist beibehalten worden.

hat womöglich auch etwas mit der Vorlage der Lehre zu tun, mit ihrer als reine Verbotsmoral wahrgenommenen Gestalt, mit ihren Engführungen, ihren nicht mehr überzeugenden Begründungen.

Ich möchte im Folgenden zwei Fragen nachgehen. (1) Was sind die Gründe dafür, dass die katholische Sexualmoral als fremd, als nicht lebensdienlich wahrgenommen wird? (2) Welche möglichen Perspektiven ergeben sich aus einem der heutigen Erfahrungswirklichkeit und Theologie gerecht werdenden Neuansatz in der Sexualmoral?

II.

Die katholische Morallehre ächzt unter einer Last, die aus ihrer eigenen Tradition stammt. Es ist hier nicht der Ort, um die kulturellen Verflechtungen dieser Tradition zu klären. Vieles, was als christliche oder katholische Lehre gilt, ist nur im Zusammenhang mit der jeweiligen Umwelt zu verstehen. Konzentrieren wir uns auf das, was bis in heutige Zeit hinein – mal mehr, mal weniger offensichtlich – die katholische Position geprägt hat.

Als Erstes ist daran zu erinnern, dass beginnend mit bedeutenden Theologen der christlichen Antike weit über ein Jahrtausend hinweg das sexuelle Lustempfinden als etwas Verdächtiges, zutiefst Irritierendes, Negatives bewertet worden ist. Das sexuelle Begehren galt als ein Übel, jedenfalls nicht als Teil der guten Schöpfung Gottes. Wenn aber Sexualität unter dem Verdacht steht, eine für den Menschen letztlich bedrohliche Kraft zu sein, dann bedarf es eines besonderen Grundes, um gelebte Sexualität zu entschuldigen. Und dieser Grund, dieser entscheidende Grund, war die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Das Gut der Fortpflanzung wiegt das Übel der Sexualität gewissermaßen auf. Sexualität wurde über ihre natürliche Funktion der Weitergabe des Lebens moralisch akzeptabel, der Weitergabe des Lebens im geordneten Rahmen einer Ehe. Denn Sexualität außerhalb der Ehe gefährdet die Idee legitimer Nachkommenschaft. Und sie bedroht das Treueverhältnis zwischen Mann und Frau. Im Hochmittelalter fasst Thomas von Aquin diese Position zusammen, wenn er über das Laster der Unkeuschheit schreibt: »Den Unkeuschen verlangt es nicht nach menschlicher Zeugung, sondern nach der Geschlechtslust, die man ohne ein Tun gewinnen kann, aus dem Zeugung eines Menschen folgt. Und gerade diese Lust wird in der Sünde wider die Natur gesucht« (Thomas von Aquin, Summa Theologiae II-II, q. 154, a. 11). Sexualität, die nicht im Rahmen einer Ehe auf die Zeugung von Nachkommenschaft hin ausgerichtet ist, gilt als Sünde, da sie die Ordnung der Natur missachtet und damit ein Unrecht gegen Gott darstellt, den Ordner der Natur. Die Vorgabe der Natur ist bis heute das zentrale Argument gegen die Empfängnisverhütung und die Homosexualität. Was gegen die Natur ist, könne unter keinen Umständen moralisch gerechtfertigt sein.

Kulturgeschichtlich tritt ein Motiv hinzu, das ebenfalls bis in die jüngere Vergangenheit die Wahrnehmung von Sexualität tief geprägt hat. Sexualität macht unrein. Sexualität versetzt den Menschen in einen Zustand, der ihn daran hindert, mit dem Heiligen in Kontakt zu treten. Hier spielen uralte Vorstellungen von kultischer Reinheit und Unreinheit eine wichtige Rolle. Je rigider und öfter aber auf Reinheit zu achten ist, umso stärker wird die Sexualität zu begrenzen versucht. Die besondere Wertschätzung des ehelosen Lebens und die moralische Skepsis gegenüber den Frauen hat entscheidend mit der Vorstellung sexueller Unreinheit zu tun. Ein möglichst sexualfreies Leben erscheint als christliches Ideal.

Neben den genannten Aspekten der negativen Bewertung der sexuellen *Lust*, der Vorstellung einer *naturgemäßen* Sexualität, dem Rahmen der *Ehelichkeit* und der *Reinheit bzw. Unreinheit* ist für die Tradition kennzeichnend, dass Verstöße gegen die Normen der Sexualmoral – z.T. bis heute – als besonders schwerwiegende moralische Verfehlungen gelten. Der gesamte intime Lebensbereich menschlicher Sexualität galt – in Gedanken, Worten und Werken – als Lebensbereich, in dem *schwere Sünden* drohen. Die Auswirkungen einer derart rigorosen und detailbesessenen Moral auf die Psyche und das Leben der Gläubigen sind oft beschrieben und theologisch kritisiert worden.

Bis heute wirkt diese Tradition der Sexualmoral in den Dokumenten der Kirche erkennbar nach. Denn wie wäre sonst zu erklären, dass an genau jenen Geboten um jeden Preis festgehalten werden soll, die ihre moralische Geltung jenen Faktoren verdanken, die ich eben genannt habe, allem voran die Natürlichkeit und der exklusive institutionelle Ordnungsrahmen der Ehe. Und wie sonst wäre zu erklären, dass jene Handlungsweisen, die den Normen nicht entsprechen, wahlweise als Unkeuschheit, Unzucht oder schwere Sünde bezeichnet werden. Hier eine neue Sprache zu finden setzt voraus, eine neue moralische Bewertung vorzunehmen. Eine Bewertung, die neu zu unterscheiden lernt, was dem Menschen in seiner Sexualität gerecht wird und was nicht, in welchen Beziehungen Sexualität gut aufgehoben ist und in welchen eher nicht.

III.

Die analysierten Schwierigkeiten der traditionellen Sexualmoral haben innerkatholisch zu einer Revision auf höchster Ebene geführt. Ich meine die Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) zu Ehe und Familie in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*. Während die kirchliche Lehre zuvor auf eine strenge und im wesentlichen naturrechtlich begründete ethische Reglementierung von Sexualität bedacht war, kommt es auf dem Konzil zu einer deutlichen Änderung der Sprech- und Denkweise. Dies wird vor allem an der neuen Leitvokabel der »ehelichen Liebe« erkennbar. In Ehe und Familie haben wir es mit *interpersonalen Beziehungen* (Johannes Paul II., *Familiaris consortio* 15) zu tun. Die Se-

xualität wird nun in die Liebe zwischen Mann und Frau einbezogen, sie drückt diese »in besonderer Weise« (*Gaudium et spes* 49) aus, wie das Konzil schreibt. Sexualität ist also weit mehr als bloß das unvermeidbare Mittel zum Zweck der Erhaltung der Gattung. Sie ist eine Realität eigener Würde, wenn sie »in frei bejahter Neigung von Person zu Person (...) human vollzogen« wird (GS 49). Mit diesen Formulierungen wird der Sexualpessimismus der Tradition im Kern überwunden. Erst wird von der ehelichen Liebe und dann von der Fruchtbarkeit der Ehe gesprochen. Das Konzil erkennt dabei den Wert der Gleichheit zwischen Mann und Frau ausdrücklich an. Auf diese Weise findet die kirchliche Lehre – endlich, möchte man sagen – Anschluss an die moderne Wertschätzung intimer Liebe in gleichberechtigten Beziehungen. Die durch das Konzil eingeleitete Weiterentwicklung der Lehre wird jedoch in den folgenden Jahrzehnten unterbrochen durch eine Revitalisierung des alten Schemas von erlaubt/unerlaubt bzw. natürlich/widernatürlich, wenn es um Fragen der Sexualmoral geht. Zwar gibt es kein Zurück hinter die Leitvokabel »eheliche Liebe«, jedoch wird nun behauptet, dass sich diese eheliche Liebe nur dann als wahrhafte Liebe zeige, wenn sie den tradierten Normen treu folge. Es kommt durch die Moralphilosophie von Karol Wojtyła/Johannes Paul II. zum Prinzip der Untrennbarkeit von sexuellem Liebesausdruck und Reproduktion.

Moraltheologisch wird daher gefragt, ob damit der alte Primat des Zwecks der Fortpflanzung nicht wieder Einkehr in die katholische Sexualmoral gefunden hat. Denn noch einmal: Warum sollte sonst die Unterscheidung zwischen naturgemäßer und nicht-naturgemäßer Sexualität derart wichtig sein? Die Folge der lehramtlichen Festlegung auf die tradierten Gebote ist die zu Beginn festgestellte Kluft zur und Anstoßnahme an der katholischen Sexualmoral.

IV.

Ich möchte in meinem letzten Punkt die Aspekte benennen, die mir für eine Weiterentwicklung der Sexualmoral entscheidend zu sein scheinen. Um die Kluft zwischen Lehre und Leben zu überwinden, sollte sich m.E. die katholische Kirche als eine lernfähige Institution zeigen. Als eine Institution, die (1) lernt, mit ihrer eigenen *Tradition* selbstkritisch umzugehen, die (2) bedenkt, was aus der besonderen *Würde des Menschen* für die Gestaltung der Sexualität folgt und die (3) ernst nimmt, dass die *Erfahrungen* der Gläubigen eine Quelle der christlichen Morallehre darstellen.

Die traditionelle Sexualmoral der katholischen Kirche war weniger biblisch als vielmehr naturrechtlich geprägt. Womit auch zum Ausdruck gebracht wurde, dass sich auf der Grundlage der biblischen Schriften offenbar kaum das tradierte Normengefüge hinreichend begründen ließ. Diese Einsicht gilt im Grunde auch heute noch. Weder gibt es *die* biblische Sexualethik, noch lassen sich einzelne biblische Bestimmungen aus dem Kontext ihres Entstehens herausbrechen und unmittelbar auf die Gegenwart übertragen. Dies ha-

ben wir etwa am Beispiel der Homosexualität gelernt. Denn dass es eine tief und unabänderlich in der Person verankerte gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung gibt, war den biblischen Autoren völlig unbekannt. Oder: Bei einem im Vergleich zu heute sehr frühen Heiratsalter war voreheliche Sexualität kein wirkliches Thema. Eine direkte Ableitung von Normen für die Sexualität aus solchen biblischen Befunden verbietet sich also. Dennoch wird das biblische Zeugnis damit nicht bedeutungslos. Im Gegenteil. Erst wenn nicht mehr nach Belegen für unsere tradierten Normen gefahndet wird, kann auf neue Weise nach einer biblisch-theologischen Fundierung unserer Moral gefragt werden.

Ich beschränke mich auf wenige Hinweise. Der biblische Schöpfungsbericht spricht davon, dass Gott den Menschen als Mann und Frau zu seinem Ebenbild erschaffen hat. Auf eine für frühere Zeiten unerhörte Weise wird damit die grundsätzlich gleiche Würde der Geschlechter festgestellt. Hier haben wir den biblischen Ursprung des oben zitierten Prinzips der Sexualität als Wirklichkeit *von Person zu Person*. Sexualität ist unter diesem Anspruch nicht länger im Kontext eines hierarchischen Gefälles zwischen Mann und Frau anzusiedeln. So lassen sich auch Aussagen des Paulus über die Eheleute verstehen. Sie sollen sich wechselseitig respektieren und achtsam miteinander umgehen.

Die biblischen Schriften kennen die Sexualität als Grunddimension des Menschseins und wissen um ihre beglückenden wie bedrückenden Momente. Sie sind realistisch, sie trivialisieren die Sexualität nicht, aber sie überhöhen sie auch nicht. Die Sprache der Sexualität ist nicht abgeschottet gegenüber religiösen Erfahrungen. Es gibt das Hohelied der Agape-Liebe und das Hohelied der erotischen Liebe. Die Schrift ist interessiert an einer moralischen Ordnung der Sexualität und betrachtet die Ehe zwischen Mann und Frau als den dafür besten institutionellen Rahmen. In der Verkündigung Jesu ist Sexualität kein Thema, wohl aber und immer wieder die Liebe als Gesinnung und konkrete Tat der wohlwollenden Zuwendung zum Nächsten. Der Apostel Paulus verkündet seinen Gemeinden einen Gott, der sich in seinem Heilshandeln nicht um natürliche Differenzen, die Menschen voneinander trennen, kümmert. Im Volk Gottes sollen ethnische oder geschlechtliche Differenzen keine Rolle spielen. Scharf formuliert: Gott schaut nicht zuerst auf die Natur, sondern auf die Freiheit des Menschen. Die berühmte Maxime des Paulus lautet: »Da ist nicht Jude noch Grieche, Sklave noch Freier, Männliches und Weibliches, denn alle seid ihr Einer in Christus Jesus« (Gal 3,28; Übersetzung M. Theobald). Heißt das nicht heute: Die Geschlechtsidentität oder die sexuelle Orientierung eines Menschen können wir auf sich beruhen lassen, sie sollen uns nicht voneinander trennen? »Nehmt einander an, wie auch Christus euch zur Ehre Gottes angenommen hat « (Röm 15,7). Wenn wir uns aber als Personen annehmen sollen, wie können wir dann verlangen, dass die einen aufgrund ihres natürlichen Seins ihre Sexualität leben dürfen und die anderen nicht? Sticht das Prinzip der Sexualität von Person zu Person nicht das Prinzip der Sexualität zwischen Mann und Frau?

Damit bin ich bei meinem zweiten Hinweis, der an das eben Gesagte anknüpft. Die Kirche spricht den Menschen als Person an. Das ist ein anspruchsvoller Begriff. Als Person hat der Mensch eine ihm eigene, besondere Würde. Er ist das zur Selbstgestaltung des eigenen Lebens von Gott befähigte Wesen. Er muss und soll sein Leben in Freiheit und Verantwortung führen. Seine eigene Natur ist davon nicht ausgenommen. Er ist nicht ihr Urheber, er hat sie nicht selbst gewählt, ebenso wenig wie seine eigene Sozialisation. Aber er kann sich in ein Verhältnis zu sich selbst setzen. Wir Menschen können uns fragen, wie wir unser Leben, das uns geschenkt ist, in moralischer Autonomie gestalten wollen. Der Maßstab im Umgang mit uns selbst und den anderen ist Freiheit und Liebe. Wir werden dabei auf unsere Natur achten, ihre Möglichkeiten und Grenzen bedenken. Aber an einer moralischen Stellungnahme ihr gegenüber kommen wir nicht vorbei. Pointiert gesagt: Wir sind von Natur aus moralische Wesen. Also ist auch unsere Sexualität *als menschliche Sexualität* nie einfach nur natürlich. Die Unterscheidung zwischen natürlich und widernatürlich ist von daher für die Moral zwar relevant, aber nicht entscheidend. Entscheidend ist, ob wir unsere Sexualität so gestalten, dass wir dabei uns und den anderen als Person achten und schützen. Keine natürliche Funktion und kein institutioneller Rahmen alleine machen die Sexualität gut, das können nur moralische Ansprüche. An erster Stelle geht es um die Würde der Person und ihre daraus erwachsenen Rechte, die unser Handeln zu bestimmen haben. Im Bereich der Sexualität ist daher heute die Idee der sexuellen Selbstbestimmung unverzichtbar. Nichts, was gegen diese Selbstbestimmung gerichtet ist, kann moralisch gut geheißen werden. Noch immer aber warten wir auf eine kirchliche Stellungnahme, die sich zu diesem so christlichen wie modernen ethischen Prinzip bekennt.

Mein dritter Punkt ist die häufig so wenig beachtete menschliche Erfahrung. Erinnern wir uns: Die Umstellung der Ehemoral auf eine *Beziehungsethik*, und damit auf eine Sexualmoral, in der die Qualität der Beziehung (Einvernehmlichkeit, Gleichheit, Respekt, Verbindlichkeit, Treue, Verantwortung) das ausschlaggebende Kriterium bildet, hat wesentlich damit zu tun gehabt, dass auf die Erfahrungen von Eheleuten gehört wurde. Diese waren es, die der Morallehre vermittelt haben, dass ihre Sexualität für ihre Beziehung eine eigenständige Bedeutung hat, die über den Zweck der Fortpflanzung hinausreicht. Es waren christliche Eheleute, die auf die Kompetenz ihres Gewissens in Fragen ihres eigenen Sexuallebens gepocht haben. Und die für diese Würde ihrer Gewissensentscheidung Zeugnis abgelegt haben. Und damit die Moraltheologie überzeugt haben, dass es nicht reicht, die Sexualmoral vom Naturzweck her zu entwerfen. Hören wir also auf die kompetenten Erfahrungen der Menschen in den Fragen, die sie so unmittelbar betreffen. Denn was gut tut und was nicht, was verletzend ist oder beglückend, was sich verantworten lässt und was nicht – das lässt sich eben nicht theoretisch vorentscheiden. Die kompetente Lebenserfahrung mündiger Christen ist eine Quelle, aus der wir in der theologischen Ethik schöpfen können. Werte leuchten uns in Erfahrungen auf und sie leuchten uns durch Erfahrungen ein (R. Schaeffler). Der Sinn von Freiheit und Liebe erschließt sich in der Praxis.

Und wer davon gekostet hat, so bin ich überzeugt, der wird davon nicht mehr lassen wollen. Weil ihm aufgeht, was es bedeutet, von Gott mit diesen Fähigkeiten beschenkt worden zu sein.

V.

Heute, damit will ich schließen, sind es nicht mehr nur die Eheleute, deren Erfahrungen nicht übergangen werden dürfen. Es sind auch die Erfahrungen der Jungen und Alten, der Frauen und Männer, die Erfahrungen der Homosexuellen und der anderer sexueller Minderheiten, die uns von Möglichkeiten und Wegen der Liebe erzählen, die wir in der katholischen Morallehre erst noch zu entdecken haben.

Für lange Zeit stand beim Thema der Sexualität das Lehren im Mittelpunkt des kirchlichen Tuns. Es ist Zeit für eine neue Kultur des Lernens und des Dialogs. Die Bibel kennt eine eigene Tugend für ein solches Unternehmen: den Freimut, den Mut zum Einander die Wahrheit sagen. Mit dem Prinzip Gehorsam ist dieser Freimut unvereinbar. Nur wer dem Gewissen des Menschen etwas zutraut, wer auf die Fähigkeiten der Autonomie setzt, der erwartet etwas vom freimütigen Sprechen. Die Synode im Bistum Trier ist ein hervorragender Ort, diese biblische Tugend neu einzuüben. Und dann besteht vielleicht Hoffnung, dass die Kluft zwischen Lehre und Leben nicht das letzte Kapitel in der Geschichte der katholischen Sexualmoral bildet.

Literaturhinweise:

Margaret A. Farley, *Just Love. A Framework for Christian Sexual Ethics*, New York/Lodon 2006 (dt. Übersetzung 2014).

Stephan Goertz, *Menschenwürde und Sexualmoral. Ein Debattenbeitrag*, in: *Internationale Katholische Zeitschrift »Communio«* 41 (2012), 104-110.

Konrad Hilpert (Hg.), *Zukunftshorizonte katholischer Sexualethik*, Freiburg i. Br. 2011.

Martin M. Lintner, *Den Eros entgiften. Plädoyer für eine tragfähige Sexualmoral und Beziehungsethik*, Brixen 2012.

Hubertus Lutterbach, *Die christliche Abwertung der Sexualität – eine Kontinuitätsgeschichte der Menschenferne?* In: Michael Felder/Jörg Schwaratzki (Hg.), *Glaubwürdigkeit der Kirche. Würde der Glaubenden*, Freiburg i. Br. 2012, 265-275.

Ruben Zimmermann, *Liebe und Sexualität*, in: *Handbuch Bibeldidaktik*, Stuttgart 2013, 145-148.

Prof. Dr. Stephan Goertz
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Katholisch-Theologische Fakultät
Professur für Moraltheologie

<http://www.moral.kath.theologie.uni-mainz.de>